Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 1

Artikel: Benito Cereno : Seefahrer-Roman. Teil 1
Autor: Melville, Herman
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661496

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

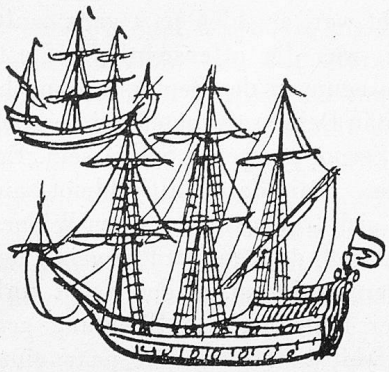
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Benito Cereno

SEEFAHRER-ROMAN VON HERMAN MELVILLE



Copyright by Verlag der Arche, Peter Schifferli, Zürich

1

Im Jahre 1799 lag Kapitän Amaso Delano von Duxbury in Massachusetts mit seinem grossen Robbenfänger und Handelsschiff, das wertvolle Fracht führte, im Hafen von St. Maria vor Anker — einer kleinen, verlassenen, unbewohnten Insel ganz am Südende der langen Küste von Chile. Dort war er wegen Trinkwasser angelaufen.

In der Morgenfrühe des zweiten Tages, als Kapitän Delano noch in der Kabine lag, kam sein Maat herunter mit der Meldung, dass ein unbekannter Segler in die Bucht einfahre. Schiffe waren damals in jenen Gewässern seltener als heute. Er stand auf, kleidete sich an und ging an Deck.

Es war ein Morgen wie man ihn nur an jenen Küsten antrifft. Alles war stumm und ruhig, alles grau. Obgleich sich das Meer in breiter Dünung bewegte, schien es erstarrt und war an der Oberfläche ganz glatt wie gewelltes Blei, das in der Schmelzform kalt und fest geworden ist. Der Himmel war wie ein grauer Mantel. Scharen aufgescheuchter grauer Vögel mischten sich mit den grauen Wolken des unruhigen Dunstes, als wären sie ihnen verwandt. Niedrig und in Stössen streiften sie über den Wasserspiegel wie Schwalben vor dem Gewitter über Wiesen dahin. Schatten des Augenblicks, die schon hinüberdunkelten in die tieferen Schatten der Zukunft.

Kapitän Delano, der den Fremden durchs Glas beobachtete, fand zu seiner Ueberraschung keine Flagge. Sonst war es doch Brauch unter den friedlichen Seeleuten aller Länder, beim Einlaufen Farbe zu bekennen, wenn auch nur ein einziges fremdes Schiff im Hafen lag; der Strand mochte im übrigen noch so unbewohnt sein. Wenn er die Gesetzlosigkeit und Einsamkeit der Gegend und die Geschichten bedachte, die man damals von diesen Meeren erzählte, so hätte Kapitän Delanos Ueberraschung leicht zu einem gewissen Unbehagen werden können, wäre er nicht ein ungewöhnlich argloser und guter Mensch gewesen. Nur bei wiederholten ausserordentlichen Aufregungen — und auch dann nur selten — fühlte er sich persönlich bedroht, weil er an das Böse im Menschen nicht gerne glauben wollte. Die Weisen, die wissen, was der Mensch vermag, sollen entscheiden, ob sich eine derartige Gutmütigkeit mit einer nicht alltäglichen, rasch und genau arbeitenden Intelligenz überhaupt vertrage.

Aber was für Ahnungen der erste Anblick des fremden Seglers einem Seemann auch aufdrängen mochte, sie zerstreuten sich sofort, wenn man sah, dass das Schiff beim Einlaufen in den Hafen dem Lande bedenklich nah gekommen war; denn auf der Höhe seines Bugs befand sich ein Unterwasserriff. So war es, als müsste nicht nur der Robbenfänger, sondern auch die Insel in diesem Schiff den Fremdling erkennen. Ein mit diesen Gewässern vertrauter Freibeuter konnte es also auch nicht sein. Mit nicht geringem Interesse setzte Kapitän Delano seine Beobachtungen fort, die ihm durch die Dunstwolken nicht eben leicht gemacht wurden, weil sie den Schiffsrumpf teilweise verhüllten und den Schein der fernen Morgenlampe in einer Kajüte recht zweifelhaft durchschimmern liessen; ganz ähnlich der Sonne, die über die Horizontlinie heraufwuchs und gemeinsam mit dem fremden Schiff in den Hafen einzudringen schien. Verschleiert von den niedrig kriechenden Wolken glich sie dem unheildrohenden Auge einer Intrigantin aus Lima, die aus dem indanischen Guckloch des düstern Kapuzenmantels späht.

Vielleicht trogen die Nebel, aber je länger man den Fremdling betrachtete, desto sonderbarer erschienen seine Bewegungen. Bald war kaum mehr zu entscheiden, ob er eigentlich einfahren wollte oder nicht, ja was er überhaupt anstrebte und im Sinne hatte. Der Wind, der über Nacht etwas auf-

gefrischt war, erschien jetzt ganz sanft und unbeständig, was die offensichtliche Unsicherheit in den Bewegungen des Seglers nur noch verstärkte.

Kapitän Delano vermutete schliesslich, es könnte ein in Seenot geratenes Schiff sein. Er befahl daher, dass man das Walfischboot aussetze und machte sich trotz dem besorgten Widerstand seines Maats daran, dort an Bord zu gehen und es wenigstens hereinzulotsen. In der Nacht vorher war ein Teil der Matrosen auf Fischfang gegangen. Sie waren weit hinaus zu ein paar einzelstehenden Felsen ausser Sichtweite des Robbenfängers gerudert und dann ein, zwei Stunden vor Tagesanbruch mit ganz ansehnlicher Beute heimgekehrt. In der Annahme, dass das fremde Schiff vielleicht schon lange nirgends mehr angelaufen sei, packte der Kapitän mehrere Körbe mit Fischen als Geschenk in sein Boot und ruderte dann los. Weil der Fremdling sich immer noch in gefährlicher Nähe des unsichtbaren Riffs aufhielt, trieb er seine Leute zur Eile an, um die an Bord schleunigst über ihre Lage aufzuklären. Aber noch bevor das Boot herankommen konnte, hatte der Wind, so schwach er war, gedreht, das Schiff abgetrieben, aber auch die einhüllenden Dunstschwaden teilweise verblasen.

Wie man sich allmählich näherte, bot das Schiff auf dem Saum der bleifarbenen Dünung einen seltsamen Anblick. Mit zerfetzten Nebelpelzen da und dort verbrämt, sah es aus wie ein weissgetünchtes Kloster nach einem Gewitter, hoch oben auf einem düsteren Pyrenäenfelsen. Aber es war nicht nur die Willkür der Phantasie, was Kapitän Delano jetzt einen Augenblick lang glauben liess, er habe eine Schiffsladung voller Mönche vor sich. Denn was da über die Reling[1] herunteräugte, glich, aus der dunstigen Ferne wenigstens, tatsächlich einem dunkeln Gedränge von Mönchskapuzen; während in den offenen Bullaugen von Zeit zu Zeit andere schattenhafte Gestalten vorüberglitten, als wandelten Klosterbrüder im Kreuzgang auf und ab.

Als man noch näher kam, änderte sich das Aussehen, und der wahre Charakter des Bootes wurde nun offenbar: es war ein erstklassiges spanisches Handelsschiff, das Negersklaven samt anderer wertvollen Fracht von einem Kolonialhafen zum nächsten brachte. Ein sehr grosses Schiff, wie man sie damals mitunter in diesen Breiten antraf. Manchmal waren es ausgediente Silberschiffe von Acapulco oder Fregatten[2], die aus der Königlich Spanischen Flotte ausgeschieden waren; aber wie verjährte italienische Paläste bewahrten sie über den Sturz ihrer Herren hinaus die Zeichen vergangener Herrlichkeit.

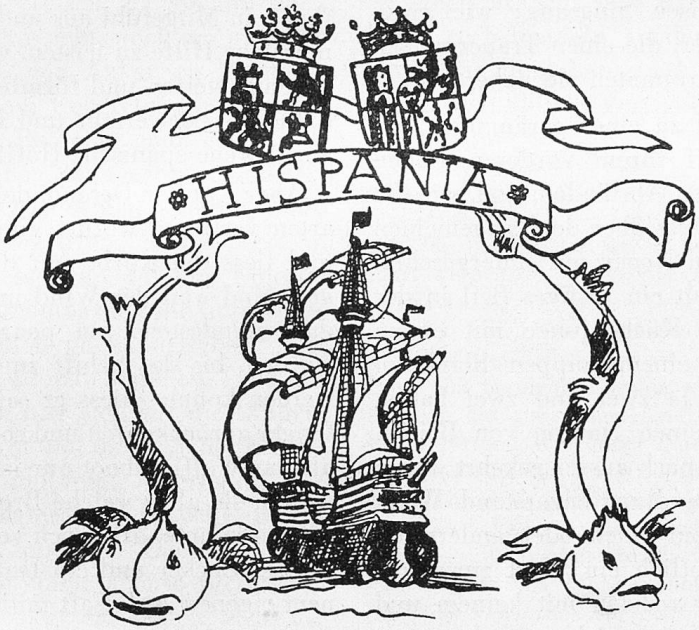
Als das Walfischboot schon ziemlich nahe gekommen war, sah man, dass der sonderbare kalkweisse Anblick des Schiffs von der schmutzigen Unordnung herrührte, die sich auf ihm breitgemacht hatte. Spieren[3], Taue und ein grosser Teil der Reling sahen verschmiert aus und schienen von Bürste, Teer und Pinsel lange nichts gespürt zu haben. Man hatte den Eindruck, als hätte es Kiellegung, Spantenbau[4] und Stapellauf in Hesekiels «Tal der verdorrten Gebeine»[5] erlebt.

Die ursprünglich kriegerische Froissart-Form[6] des Schiffes schien, was äusseren Bau und Takelung betraf, durch die gegenwärtige Bestimmung nicht wesentlich verändert. Allerdings, Kanonen sah man keine.

Die Mastkörbe waren gross und mit den Ueberresten achtseitigen Netzwerks umzogen; aber all das war nun traurig verlottert. In einem dieser Mastkörbe, die wie verfallene Vogelhäuser da oben hingen, hockte eine weisse Schlafmöve auf einer Wante[7], jenes seltsame Tier, das von seiner matten nachtwandlerischen Art den Namen hat und das sich auf See oft von Hand fangen lässt. Beschädigt und faulig glich das burgartige Vorderdeck einem alten Turm, der vor langer Zeit erstürmt und dann dem Verfall überlassen worden war. Gegen das Achterdeck[8] hin führten zwei erhöhte Heckgalerien, deren Geländer stellenweise mit trockenem, zunderartigem Seemoos bedeckt waren. Sie liefen bei der unbewohnten Staatskajüte, deren Fensterläden trotz dem milden Wetter luftdicht vermacht und mit Werg verstopft waren, zusammen und hingen als unbenützte Balkone über dem Meer, wie wenn es der Canale Grande von Venedig gewesen wäre. Der eigentliche Zeuge verblichener Pracht war aber das ovale, schildförmige Heck, das in verschlungener Schnitzerei die Wappen von Kastilien und Leon, umrahmt von kleinen Schmuckschildern mit mythologischen oder symbolischen Darstellung, sehen liess. Ganz oben in der Mitte setzte ein dunkler maskierter Satyr seinen Fuss auf den hingehaltenen Nacken einer sich krümmenden und ebenfalls maskierten Gestalt.

Ob das Schiff eine Galionsfigur oder nur einen gewöhnlichen Schnabel hatte, liess sich nicht entscheiden, weil eine Zeltplache diesen Teil verhüllte, vielleicht um ihn zu schützen während der Ausbesserung oder einfach, um seinen Verfall schamhaft zu verbergen. Wie in einer Matrosenlaune roh aufgemalt oder mit Kreide hinge-

schmiert, fand man auf der Frontseite eines kleinen Aufbaus, unterhalb der Plache, den Satz «Seguid vuestro jefe» (Folgt eurem Führer). Auf den fleckigen Bugplanken daneben war in prächtigen, einst vergoldeten Lettern der Name des Schiffes «San Domingo» zu lesen. Die einzelnen Buchstaben hatte das Rostgerinnsel zerfressen, das in Streifen von den Kupfernägeln heruntergeflossen war. Wie Trauergewänder aber bewegten sich dunkle Girlanden von Seegras schleimig über den Namen hin und her, wenn der Schiffskasten einem Leichenwagen gleich daherschwankte.



Als das Boot endlich vom Bug aus mit Stangen gegen das Fallreep[9] mitschiffs gestossen wurde und immer noch ein paar Zoll von der Schiffswand entfernt war, knirschte sein Kiel hart, als sei man auf ein unsichtbares Korallenriff aufgefahren. Es waren aber nur riesige Klumpen zusammengeballter Muscheln, die dem Schiff wie ein Geschwür aus der Seite wuchsen; ein Zeichen, dass es unstete Winde und lange Flauten irgendwo auf jenen Wassern hinter sich haben musste.

Als der Besucher die Bordwand hinaufgeklettert war, umgab ihn sogleich eine lärmige Rotte von Weissen und Schwarzen. Aber die Schwarzen waren in einer Ueberzahl, die sogar bei einem Sklavenschiff überraschen konnte. Die gemeinsame Leidensgeschichte freilich wurde in einer Sprache und wie aus einem Munde laut, wobei die recht zahlreichen Negerinnen ihre Klage am leidenschaftlichsten äusserten, Skorbut[10] und Fieber hatten ihre Reihen gelichtet und besonders die Spanier weggerafft. Auf der Höhe von Kap Horn waren sie mit knapper Not dem Schiffbruch entgangen. Dann hatten sie tagelang in einer Flaute gelegen; ihre Vorräte waren erschöpft, das Trinkwasser so gut wie aufgebraucht, ihre Lippen ausgetrocknet.

Während so Kapitän Delano zum Gegenstand begieriger Zungen wurde, nahm sein Blick die Gesichter und alles, was um ihn vorging, ebenso begierig auf.

Wenn man ein grosses, vollbesetztes Schiff betritt, besonders ein fremdes, mit seiner unbestimmbaren Mannschaft, etwa Leute aus Ostindien oder Manila, dann ist der erste Eindruck seltsam verschieden von jenem Gefühl, das uns vielleicht beim Betreten eines fremden Hauses mit fremden Bewohnern im fremden Lande beschleicht. Haus und Schiff hüten ihr Inneres bis zuletzt vor allen Blicken, das eine durch Mauern und Gardinen, das andere durch die hohe wallartige Reling. Beim Schiff jedoch kommt noch dies hinzu: wenn das bunte Leben, das es birgt, jäh vor dem Hintergrund des leeren Wassers aufblüht, steht man da wie verzaubert. Das Schiff wird unwirklich, die fremdartigen Trachten, Gebärden und Gesichter fügen sich zu einem schattenhaften Bilde zusammen, das soeben aus der Tiefe emporgetaucht ist, um gleich wieder von ihr zurückverlangt zu werden.

Vielleicht war es eine der obigen verwandte Empfindung, die in Kapitän Delanos Innerem all das, was bei nüchterner Prüfung bloss ungewöhnlich geschienen hätte, nun aus der Wirklichkeit

heraushob; besonders die auffälligen Gestalten der vier ältlichen grauhaarigen Neger, deren Köpfe schwarzen überwucherten Weidenkuppen glichen. Im ehrwürdigen Gegensatz zu dem Durcheinander unter ihnen lagerten sie sphinxartig hingestreckt, einer auf dem Steuerbord-, der andere auf dem Backbord-Kranbalken[11], und die andern beiden sassen einander gegenüber auf der Reling oberhalb der schweren Ankerkette. Alle hatten ein Stück alten aufgedrehten Taues in den Händen, das sie mit stoischer Selbstzufriedenheit zu Werg zerzupften, von dem schon jeder ein Häuflein neben sich hatte. Ihre Arbeit begleiteten sie mit unaufhörlichem leisen Singsang; wie grauköpfige Dudelsackpfeifer, die einen Trauermarsch blasen, summten und brummten sie daher.

Das Achterdeck stieg zu einer geräumigen, erhöhten Kajüte an. Auf ihrem vorderen Boden kauerten in regelmässigen Abständen, und, wie die Wergzupfer etwa acht Fuss über dem allgemeinen Getümmel, sechs andere Neger mit untergeschlagenen Beinen. Jeder hielt ein rostiges Beil in der Hand, das er wie ein Küchenjunge mit einem Stück Ziegelstein und einem Lappen blank zu scheuern bemüht war. Je zwei und zwei hatten zwischen sich einen kleinen Haufen von Beilen, deren rostige Schneiden nach ausser gekehrt waren und denen ähnliche Behandlung bevorstand. Wenn die vier Wergzupfer dem einen oder andern im Gedränge unten gelegentlich ein Wort zuwarfen, — die sechs Beilputzer redeten mit keinem und flüsterten nicht einmal unter sich, so angespannt sassen sie über ihrer Arbeit; und nur manchmal, bezeichnend für die Neigung des Negers, Pflicht und Vergnügen zu verbinden, schlugen zwei seitlich ihre Beile wie Zimbeln mit barbarischem Klang gegeneinander. Im Gegensatz zum grossen Haufen hatten alle sechs das grobe Aussehen richtiger Afrikaner.

Aber der erste umfassende Blick, der neben vielen weniger aufdringlichen diese zehn Gestalten in sich aufnahm, blieb nur einen Augenblick auf ihnen liegen; denn dem Besucher war der Wirrwarr der Stimmen zuviel geworden, und er sah sich jetzt unter allen nach dem um, der vermutlich das Schiff befehligte.

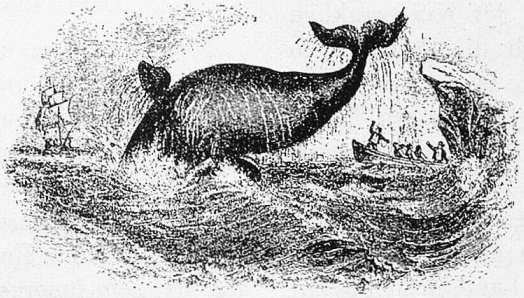
Vielleicht war es ihm ganz recht, wenn die Natur ihre eigene Klage aus dieser Elendsfracht heraus selbst laut werden liess, vielleicht auch war er unfähig, im Augenblick etwas dagegen zu tun, auf jeden Fall stand der spanische Kapitän, ein vornehmer, verschlossen aussehender, noch junger Mensch gleichgültig da. Auffallend kostbar gekleidet, aber mit deutlichen Spuren von quälender Unruhe und Schlaflosigkeit im Gesicht, lehnte er am Hauptmast und warf bald einen düsteren, stumpfen Blick auf seine aufgeregten Leute, bald wieder einen trostlosen auf seinen Besucher. Neben ihm stand die kleine Gestalt eines Schwarzen, dessen grobes Gesicht gleichzeitig Kummer und Zuneigung aussprach, wenn er es dann und wann stumm wie ein Schäferhund zu dem des Spaniers emporwandte.

Der Amerikaner bahnte sich einen Weg durch das Gedränge, trat vor den Spanier hin, drückte ihm sein Mitgefühl aus und anerbot sich, jede ihm mögliche Hilfe zu leisten, worauf der Spanier vorerst nur steifen und förmlichen Dank zu erwidern hatte, da Schwermut und Krankheit offenbar die angeborene spanische Höflichkeit verdüsterten.

Aber Kapitän Delano, der keine Zeit mit Redensarten verlieren wollte, ging zum Fallreep zurück und liess die Körbe mit den Fischen heraufbringen. Und weil der Wind immer noch flau war, so dass mindestens ein paar Stunden verstreichen würden, bis das Schiff zum Anlegeplatz gebracht werden konnte, hiess er seine Leute zum Robbenfänger zurückkehren und soviel Trinkwasser holen, als das Walfischboot nur laden konnte. Ausserdem sollten sie alles weiche Brot, das der Steward entbehren konnte, alle noch vorrätigen Kürbisse, eine Büchse Zucker und ein Dutzend Flaschen von seinem eigenen Apfelsaft mitbringen.

Wenige Minuten, nachdem das Boot abgestossen war, legte sich zum allgemeinen Verdruss der Wind gänzlich, und die eintretende Ebbe begann das Schiff hilflos ins offene Meer zurückzutreiben. Da er aber zuversichtlich glaubte, dies könne nicht von langer Dauer sein, versuchte Kapitän Delano die Fremden aufzuheitern und empfand eine schöne Genugtuung darüber, dass er, dank seiner häufigen Reisen in die südamerikanischen Gewässer, sich ziemlich frei mit den Leuten in ihrer Muttersprache verständigen konnte.

Als er nun so mit ihnen allein war, entdeckte er bald manches, was seinen ersten Eindruck noch vertiefen musste. Seine Verblüffung verlor sich aber bald im Mitleid mit den Spaniern wie mit den Schwarzen, die offenbar gleichermassen durch Wasser- und Nahrungsmangel heruntergekommen waren. Die lange Leidenszeit schien die unerfreulichen Eigenschaften der Neger deutlicher hervortreten zu lassen und gleichzeitig die Autorität der Spanier zu lähmen. Bei diesen Verhältnissen war

das ja auch gar nicht anders zu erwarten. In Heer und Flotte, in Städten oder Familien, ja selbst in der Natur, weicht nichts so sehr die Ordnung auf wie das Elend. Und doch, so musste sich Kapitän Delano sagen, hätte Benito Cereno mehr Willenskraft gezeigt, die Zuchtlosigkeit wäre nicht so weit gediehen. Aber die körperliche und seelische Schwäche des spanischen Kapitäns, vielleicht angeboren, vielleicht nur durch die bitteren Leiden bedingt, war zu deutlich, als dass man sie hätte übersehen können. Die Niedergeschlagenheit hatte sich ganz seiner bemächtigt, und es sah aus, als wolle er, den die Hoffnung so oft genarrt, sich ihr auch jetzt nicht überlassen, da sie ihn doch nicht mehr narrte. Die Aussicht, noch am gleichen Tag, spätestens abends, vor Anker zu kommen, Wasser für seine Leute im Ueberfluss zu erhalten und einen Kapitän als Ratgeber und Freund in brüderlicher Nähe zu haben, schien ihn nicht merkbar zu ermuntern. Sein Geist schien gelähmt, wenn nicht gar ernstlich angegriffen. Eingesperrt in diese Eichenwände, gefesselt an das öde Einerlei der Befehle, deren Unentrinnbarkeit ihn anwiderte, ging er langsam wie ein hypochondrischer[12] Abt herum, blieb manchmal plötzlich stehen, fuhr auf oder stierte vor sich hin, biss sich auf die Lippen, die Fingernägel, wurde rot und dann wieder bleich, zupfte erregt am Bart und zeigte überhaupt alle Anzeichen eines geistesabwesenden, schwermütigen Menschen. Dieses zerrüttete Gemüt wohnte wie schon angedeutet, in einem ebenso zerrütteten Körper. Er war ziemlich gross, schien aber nie sehr widerstandsfähig gewesen zu sein und war nun durch sein nervöses Leiden fast bis zum Skelett abgemagert. Die Neigung zu Atembeschwerden hatte offenbar in der letzten Zeit zugenommen, seine Stimme war die eines Menschen, dessen Lungen nur noch zur Hälfte arbeiten, heiser und gepresst, ein trockenes Flüstern. Da er in einem solchen Zustand umherwankte, war es kein Wunder, dass sein Leibdiener ihn ängstlich begleitete. Manchmal gab der Neger seinem Herrn den Arm oder nahm ihm das Taschentuch aus der Tasche. Bei diesen und ähnlichen Handreichungen zeigte er jene herzliche Beflissenheit, die an sich gewöhnlichen Dienstleistungen etwas Kindlich-Brüderliches verleiht und die dem Neger den Ruhm eintrug, der angenehmste Leibdiener der Welt zu sein. So einen braucht sein Herr nicht steif von oben herab zu behandeln, sondern er verkehrt mit ihm, der mehr hingebungsvoller Gefährte als Diener ist, in zwanglosem Vertrauen.

[1] Reling, auch Reeling: Schutzgeländer auf dem Schiffsdeck. — [2] Fregatte: altes Kriegsschiff, den heutigen Kreuzern entsprechend. — [3] Spieren: Rundhölzer, die als Ersatz für beschädigte Rahen auf längeren Reisen mitgeführt werden. — [4] Das Spant: Rippe eines Schiffs. — [5] «Das Tal der verlorenen Gebeine»: Anspielung auf Hesekiel, Kap. 37, 1. — [6] Froissart-Form: Jean Froissart, französischer Geschichtsschreiber des 14. Jahrhunderts, verfasste eine berühmte Chronik, worin er «Pracht, Pomp und Rüstung des glorreichen Krieges» mit den Seeschlachten von Sluys und Winchester darstellte. — [7] Die Want: ein seitliches Haltetau am Mast, im Gegensatz zum Stag, der den Mast mit dem Bug verbindet. — [6] Achterdeck: Hinterdeck. — [9] Fallreep: Leiter oder Treppe an der Schiffswand. — [10] Skorbut: geschwürige Eiterung der Mundschleimhäute mit Zahnfleischblutungen, verursacht durch einseitige Ernährung ohne frische Früchte, Gemüse, Salat. — [11] Backbord-Kranbalken: die am Bug angebrachten hölzernen oder eisernen Ausleger, die zum Uebernehmen von Proviant oder Waren dienen. — [12] Hypochondrisch: schwermütig, vom Krankheitswahn befallen.